

Berggeist.

Beilage zur „Draviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Nr. 2.

Dravicza, den 10. Februar 1895.

1. Jahrgang.

Natalie.

Roman v. B. Corony.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wie ein Stein fiel es Natalie vom Herzen, als sie erfuhr, daß der Apotheker Weber nach Mühlhausen übersiedele. Als sie Alfeld diese Nachricht brachte, fügte sie zugleich in sehr bestimmten Tone hinzu:

„Sie sind der Herr und Ihr Wille muß gelten; wenn Sie mir befehlen, Briefe und Geldsendungen zu besorgen, so darf ich nicht „nein“ sagen, und wenn ein Päckchen oder ein Karton an Sie eintrifft, ist es meine Pflicht, Ihnen das Angekommene auszuliefern; aber ich will weder den Inhalt Ihrer Briefe kennen, noch wissen, was man an Sie schickt. Ich gehorche eben Ihren Gebote, aber selbstständig handelnd trete ich in dieser Sache nicht mehr auf. Ich that es einmal und mache mir Vorwürfe genug darüber.“

„Schon recht!“ nickte er. „Ich verlange nichts weiter von Ihnen.“

Er schien seit einiger Zeit recht apathisch und schwach.

So begann sich denn das Zerwürf-

niß unter Nataliens Augen, doch ohne ihr ferneres direktes Zutun, zu vollziehen. Aber das Schuldbewußtsein lastete dennoch schwer auf ihr und drückte sie zu Boden. Vielleicht führte sie jetzt ein noch elenderes Dasein als Alfeld. Qualende Selbstvor-

gaben, begannen ihr jetzt unerträglich zu werden. Sie hätte sich in den wildesten Taumel des Lebens stürzen mögen, um auf Stunden wenigstens zu vergessen, und fand sich stets nur dieser Schreckensgestalt des unheimlichen Greises gegenüber. Nur wenn sie Abends aus dem Hause schlüpfte, kam sie sich wie eine dem Kerker Entronnene vor. Oft durchbebt sie es wie Neue und ernste Mahnung, wenn sie der schmerzlich und vergebens harrenden Mutter gedachte, aber dennoch lenkte sie niemals den Schritt nach Mariannens stiller Wohnung; besuchte sie doch nur das verzehrende Verlangen, Bernau zu sehen und den Klang seiner Stimme zu vernehmen. Noch war kein Wort zwischen ihnen gewechselt worden, das auf ein geheimes Einverständnis schließen ließ und dennoch mußten beide, daß sie sich suchten, daß die gleiche Sehnsucht sie leitete. Für beide war diese kurze Begegnung das wichtigste und beglückendste Ereignis des Tages. Sprachen sie auch nur über

gleichgültige Dinge, so flossen doch die Blicke wie ein Feuerstrom ineinander, und wenn Bernau und Natalie mit leisem, flüchtigem Händedruck schieben, fühlten sich beide von einer so süßen Trunkenheit ergriffen, als hätten sie die feurigsten und



Natalie hatte das Mittelfach des Schreibtisches aufgeschlossen.

würfe und glühende Sehnsucht nach einem Glücke, das immer wieder vor ihr zu fliehen schien, wirkten gleich aufreibend und verderblich auf den Gemüthszustand des Mädchens. Die Einsamkeit und Stille, welche sie in dem finstern Gebäude um-

gibt waren, so flossen doch die Blicke wie ein Feuerstrom ineinander, und wenn Bernau und Natalie mit leisem, flüchtigem Händedruck schieben, fühlten sich beide von einer so süßen Trunkenheit ergriffen, als hätten sie die feurigsten und

zärtlichsten Verheißungen empfangen. Oft legte sich der Assessor die Frage vor, ob Anna es wohl sehr tief und schmerzlich empfinden würde, wenn das Verlöbniß sich lösen sollte. Sie schien so ruhig und die gleichmäßige Freundlichkeit und Heiterkeit ihres Wesens deuteten nicht auf ein leidenschaftliches Gemüth. Trotz des Zerwürfnisses mit Alfeld zweifelte er doch nicht, daß die Schwestern diesen eines Tages beerben würden und glaubte dies um so sicherer annehmen zu dürfen, als Natalie wiederholt der Mätzin Äußerungen des alten Mannes hinterbracht hatte, die darauf hinwiesen, daß er seine Nichten nicht zu schädigen beabsichtige. Freilich beruhten diese Mittheilungen nicht auf Wahrheit, doch das zu ahnen, war Bernau eben so fern, als Frau Olpen selbst. Anna konnte dann für eine der besten Partien gelten und es würde ihr gewiß an Bewerbem nicht fehlen — vielleicht ließ sich eine Lösung herbeiführen, ohne daß ihr Herz darunter litt. Freilich an eine Vermählung mit der armen Natalie Volkmar war vorläufig nicht zu denken, aber welches Glück, um solch' ein Weib ringen zu dürfen! Wie würde er alle seine Geisteskräfte anstrengen, arbeiten, sinnen und trachten, ja, das Unmögliche leisten, um ihr eine Heimstätte zu bereiten. Und wie würde sie selbst ihn unterstützen, anfeuern, begeistern und in dem schweren Kampf ermunternd an seiner Seite stehen.

Mit diesen Gedanken und Vorstellungen beschäftigt, war es natürlich, daß Bernau in Gesellschaft seiner Braut oft eine Zerstreutheit und Emsilbigkeit zeigte welche Anna wohl bemerkte, aber ganz anders deutete. Sie meinte, er sei verstimmt, daß die Verhältnisse ihm noch nicht erlaubten, sie sein Weib zu nennen, und obgleich sie selbst bitteren Kummer darüber empfand, bemühte sie sich doch, die Wolken von seiner Stirne zu scheuchen und entfaltete eine so süße, unschuldsvolle Lieblichkeit, daß er sich unwillkürlich hingerissen fühlte von dem keuschen Zauber des anmuthigen Mädchens. In solchen Stunden war es ihm, als würde plötzlich eine Binde von seinen Augen gerissen und er erkannte deutlich, daß Anna nach wie vor seine Liebe besaß und daß nur Sinnengluth ihn an das dämonisch schöne Wesen fesselte, welches ihn blendete und entzückte; doch der Strahl, der erleuchtend in seine Seele fiel, erlosch so schnell wieder, wie die lichten Augenblicke des Geisteskranken.

Natalie aber liebte wirklich mit der ganzen elementaren Gewalt einer nicht mehr zu bändigenden Leidenschaft und folgte blindlings der Eingebungen ihres Herzens, das ihr befahl, diesem einen allmächtigen Gefühle Alles zu opfern, Alles für dasselbe zu vergessen. Diese stürmischen Empfindungen, die täglich wilder und verzehrender wurden, sie bald mit jubelnder Lust erfüllen, bald mit dem bangen Zweifel, ob Bernaus Liebe auch der ihrigen gleichläme, und das aufregende Warten auf eine glänzende, freudenvolle Zukunft, die sie für alle Entbehrungen und für jahrelanges Heucheln entschädigen

sollten, machten sie endlich selbst in einem Grade nervös, daß sie mehr als einmal auf dem Punkte stand, sich zu Unvorsichtigkeiten fortreißen zu lassen, welche die mühsam errungenen glücklichen Resultate leicht wieder vernichten konnten. Alfelds Unzuverlässigkeit und seine stets wechselnden Launen wohl kennend, wurde sie zuweilen von unbeschreiblicher Sorge erfaßt, ob das Testament zu ihren Gunsten auch noch vorhanden und nicht etwa aufgehoben sei. Dieses beklemmende Angitgefühl, das sie selbst als Thorheit bezeichnete — denn welchen Grund hätte der alte Mann gehabt, so zu handeln? — ließ sich nicht abschütteln. Wie ein böser Alp lag es auf ihrer Brust, sie quälend bis zum Wahnsinn. Jahre ihres Lebens hätte sie hingeben mögen, wäre ihr dafür ein einziger Blick in jenes Schubfach gestattet worden, das alle ihre Hoffnungen verschloß. Ein fast krankhaftes Verlangen bemächtigte sich ihrer. Sie mußte Gewißheit haben, mit eigenen Augen sehen, ob die wichtige Abschrift noch an derselben Stelle lag. Wäre es nur möglich gewesen, Alfeld zu entfernen! Doch seit zwei Monaten hatte er das Haus nicht mehr verlassen. Dennoch wollte sie den Versuch machen. Wenn es aber auch gelang, was konnte es helfen, da der Wucherer den betreffenden Schlüssel dann doch jedenfalls mit sich nahm? Nun, vielleicht war es trotzdem möglich, den Sekretär zu öffnen. Vielleicht ließ sich ein anderer passender Schlüssel dazu finden.

„Es ist so schönes Wetter. Die Luft würde Sie erfrischen. Sie sollten ein wenig ausfahren“, äußerte sie eines Tages.

Alfeld wandte sich um und sah sie so erstaunt an, als habe sie etwas der gesunden Vernunft durchaus Zuwiderlaufendes gesagt.

„Ausfahren?“ wiederholte er spöttisch. „Das könnten Sie gerade so gut dem Manne vorschlagen, der dort an der Ecke steht und die Dugel dreht. Ich habe kein Geld zu solchen Thorheiten.“

„Oder zu Fuße einen kleinen Weg machen — von Bernhard begleitet.“

„Von Bernhard? Warum nicht lieber von Ihnen?“

„O, weil — ich bin so beschäftigt — und ich dachte —“

Natalie stockte. Sie fühlte, wie das Blut immer heißer in ihre Wangen stieg, unter dem durchbohrenden Blick, den Alfeld auf sie richtete. Sie sah ihn nicht an und empfand doch mit fast körperlichem Unbehagen, daß seine düsteren, unheimlichen Augen sich nicht von ihr abwenden wollten. Es war ihr, als bohren sich zwei scharfe Dolchspitzen in ihr Gehirn.

„Sonderbar! Man sollte meinen, Sie wünschen mich zu entfernen“, sagte Alfeld langsam und mit mißtrauischem Ausdruck.

„Ich? Weshalb? Die Sorge für Ihre Gesundheit veranlaßte mich zu diesem Vorschlag“, erwiderte sie, sich gewaltsam fassend.

„Warum erröthen Sie denn dann so sehr? Das pflegt gewöhnlich ein

Zeichen der Verlegenheit oder des Verdrußes zu sein.“

„Ich fürchtete, Ihr Mißfallen erregt zu haben“, entgegnete sie, ihre Kaltblütigkeit wieder gewinnend. „Weiß ich doch, daß Sie keine, wenn auch noch so gut gemeinte Einmischung dulden.“

„Noch einmal sah er sie lange und prüfend an, äußerte aber nichts mehr und erwähnte auch später dieses Gesprächs nicht wieder, ohne es jedoch zu vergessen.“

X.

Der Plan war gescheitert und Natalie wagte nimmer einen ähnlichen Vorschlag zu machen. Sie ahnte aber nicht, Alfelds Mißtrauen erregt zu haben. Ihre Verwirrung war dem argwöhnischen Manne aufgefallen. Er beobachtete sie seitdem ziemlich scharf und mit einer Art von eifersüchtiger Bangigkeit. So weit es seine Selbstsucht und Engherzigkeit zuließen, hatte er das Mädchen wirklich lieb gewonnen, jedenfalls war sie das einzige Wesen, für welches er noch eine gewisse Anhänglichkeit hegte und deshalb wollte er auch mit dem ihm eigenen Egoismus alle ihre Seelenregungen und Gedanken kennen und beherrschen.

Er behielt sie daher fest im Auge, so lange er seiner Sinne mächtig war und der sich stets verschlimmernde Krankheitszustand ihn nicht träge, gedächtnißschwach und energielos machte. Immer noch vermochte er alle Störungen und Beschwerden durch kontinuierliche Steigerung der Morphiumgaben zu beschwichtigen, doch war er nicht mehr weit entfernt von jenem Zeitpunkt, wo die betäubende, alles Leid vergessen machende Wirkung des verführerischen Giftes ausbleibt und das vollständige geistige und körperliche Zusammenbrechen folgt.

Natalie wußte nicht, was in ihm vorging, denn sein Benehmen gegen sie blieb im Allgemeinen unverändert; zuweilen überraschte sie aber doch einen lauernden Blick oder glaubte zu bemerken, daß er in weniger freundlichem Tone als sonst zu ihr sprach und dann packte sie die Angst, er möchte das Testament wieder geändert haben, von Neuem und folterte sie bis zur Sinnlosigkeit. Sie mußte sich endlich Gewißheit verschaffen, mochte das Wagesstück auch noch so gefährlich sein. Es galt, sich des Schlüssels zu bemächtigen, der allabendlich in dem alten geblühten Schlafrock steckte. Das zu thun, erforderte große Vorsicht, aber unmöglich war es nicht. Mußte sie doch stets zu später Stunde noch an Alfelds Lager sitzen und vorlesen. Zuweilen geschah es dann, daß der Schlummer die unheimlichen Augen des Alten schloß — fand sie in diesem Falle den Muth, rasch zu handeln, so konnte sie sich ohne allzu große Gefahr von dem immer peinlicher werdenden Zweifel befreien.

Die ersehnte Gelegenheit ließ aber etwas lange auf sich warten und als sie endlich kam und Natalie ihr Vorhaben ausführen wollte, da zitterte sie heftig und stieß in ihrer Aufregung an den Stuhl, so daß der Wucherer, aus dem ersten Schlafe geweckt

emporfuhr und mit wirren, ängstlichen Blicken um sich sah.

„O, wie ungeschickt von mir! Verzeihen Sie die Störung!“ rief sie, den zu Boden gefallenem Schlafrock aufhebend und wieder sorgfältig hingängend, worauf sie das Zimmer verließ.

Alfeld hatte keine tadelnde Bemerkung gemacht und schien überhaupt dem Vorfall die geringste Bedeutung beizulegen, und dennoch dachte er eifrig darüber nach. Sein argwöhnisches Gemüth war leicht zu beunruhigen. Er überlegte, daß Natalie sehr wohl aus der Stube gehen konnte, ohne den Stuhl, der am Fußende des Bettes stand, auch nur zu streifen; sie mußte sich demselben also absichtlich genähert haben. Zu welchem Zwecke? Doch jedenfalls um das über der Lehne hängende Kleidungsstück zu durchsuchen. Vielleicht wollte sie wissen, ob etwa das Morphium in einer der umfangreichen Taschen verborgen sei, aber das befand sich jetzt hinter alten Folianten versteckt, auf einer Etagedre, die er bequem von seinem Lager aus erreichen konnte. Er brauchte nur den Arm auszustrecken. Alföld dachte bei diesem Gedanken erst leise vor sich hin, dann verfinsterte sich aber seine Stirn mehr und mehr. Was sollte diese Neugierde? Wenn das Mädchen während seines Schlafes sich etwa einfallen ließ, alle Winkel zu durchforschen, so konnte sie doch seinen sorgfältig gehüteten Schatz entdecken und ihm, aus thörichtem Mangelgefühl, die freie Verfügung über denselben entziehen, wie sie in früherer Zeit oft gedroht hatte. Er nahm sich daher vor, seine Pflegerin zu beobachten und gab sich an mehreren Abenden den Anschein, zu schlummern; allein auch sie war auf ihrer Hut und wagte den unglücklichen Versuch nicht sogleich zu wiederholen. Eine Woche zog so vorüber und Alföld begann zu glauben, daß es sich doch nur um einen Zufall gehandelt habe, als er sich einst zu ziemlich vorgerückter Stunde wirklich von Müdigkeit ergriffen fühlte. Natalie bemerkte es. Sie dämpfte ihre Stimme mehr und mehr, bemühte sich immer monotoner zu lesen und verstummte endlich gänzlich. Er war jedoch nicht fest eingeschlafen, sondern befand sich nur in einem zwischen Traum und Wachen schwankenden Zustand, aus welchem er gerade durch das plötzliche Schweigen seiner Vorleserin gerissen wurde.

Alfeld verharrte jetzt fast regungslos. Etwas später erhob sich das Mädchen leise und neigte sich tief über ihn; er hörte sie seinen Namen erst flüstern, dann etwas lauter rufen und bemühte sich, die tiefen Athemzüge eines Schlafenden nachzuahmen. Die Täuschung gelang. Lange stand Natalie zweiseitig und jeden Zug seines Gesichtes prüfend neben ihm. Sollte sie das Wagniß unternehmen? Würde er nicht wieder erwachen? Jetzt meinte sie ein schwaches Zucken seiner Augenwimpern zu bemerken und der Schreck durchbebt sie, daß ihre Zähne leise aufeinander schlugen. Nein nein — lieber nichts wissen! Und doch — die Qual noch länger tragen? Wieder beugte sie sich über ihn. Gewiß, er lag

in jenem schweren Schlummer, der ihn zuweilen infolge zu reichlichen Morphiumgenusses überwältigte. Thorheit wäre es gewesen, noch länger zu zaudern. Mit geräuschlosen Schritten trat sie an den Stuhl — ein rascher Griff — und der Schlüssel war in ihren Händen. Nachdem sie noch einen Blick auf den Greis geworfen, nahm sie die Lampe und glitt in das Nebenzimmer, die Thüre hinter sich nicht verschließend, sondern nur anlehnd, um durch das Einschnappen des Schlosses keinen störenden Lärm zu verursachen.

Bis jetzt hatte Alföld die Augen nicht zu öffnen gewagt und mußte deshalb auch nicht daß seine Pflegerin sich des Schlüssels bemächtigte; nun richtete er sich auf, lauschte angestrengt und starrte nach dem Spalt, durch welchen ein schmaler Lichtstreif hereinfiel. Sie war also in der Nebenstube. Was hatte sie dort zu thun? Man hörte nichts — ein Mäuslein konnte sich nicht stiller verhalten. Doch jetzt — ein ganz leises, kaum vernehmbares Knarren, als ob ein Schrank langsam und vorsichtig geöffnet würde. Was ging da vor?

Die Stirn des alten Mannes bedeckte sich mit großen Schweißtropfen. Seine Feigheit und die Sorge um sein vielleicht bedrohtes Eigenthum rangen schwer miteinander. Endlich siegte aber die letztere. Er verließ sein Lager, schlich an die Thüre und blickte durch den kaum fingerbreiten Spalt. Was er sah, übte eine geradezu niederdrückende Wirkung auf ihn aus. Natalie hatte das Mittelfach des Schreibtisches aufgeschlossen und hielt das Testament in ihrer Hand. Das Licht der Lampe fiel voll auf ihr Gesicht. Ein triumphirendes Lächeln umspielte den schönen Mund, in den dunkeln Augen flammte es vor Begierde, sie streichelte über das Dokument, drückte es an die Brust, preßte die Rippen darauf und gab sich offenbar einem Freudentaumel hin, der sie vergessen ließ, welcher furchtbaren Gefahr sie sich aussetzte. Hätte sie den Lauscher sehen können, das Entsetzen würde sie getödtet oder wahnsinnig gemacht haben.

Alfeld blieb jetzt schon mehr einem der Hölle entstiegene Unhold. Mit weitgeöffneten, blutunterlaufenen Augen stierte er sie an und seine Hände zuckten, als hätte er mit den dürrn Fingern ihren weißen, schlanken Hals umspannen und sie erdroffeln mögen. Doch die Dunkelheit verhüllte den grauenvollen Anblick und die feige Angst des Wucherers verhinderte ihn, hervorzuflürzen und seine Wuth austoben zu lassen. Als Natalie das Testament wieder an die frühere Stelle legte, schlich er zu seinem Lager zurück und als sie gleich darauf eintrat und sich mit leisen Schritten ihm näherte, schien er immer noch so fest zu schlafen wie vorhin, so daß sie den Schlüssel ruhig wieder in die Tasche des Schlafrockes gleiten lassen und sich entfernen konnte.

Alfeld verlebte die furchtbarste Nacht. Er hatte das Mädchen in seiner Art lieb gehabt und an ihre Uneigennützigkeit geglaubt. Jetzt war es ihm mit einem Male klar geworden, daß ihre Theilnahme

und Ergebenheit nur Heuchelei und Lüge gewesen, daß sie um seinen Reichthum und um das zu ihren Gunsten verfaßte Testament mußte, daß sie sehnsüchtig auf den Augenblick wartete, wo ihr seine Schätze zufallen mußten. Er klagte sie des schwärzesten Undankes, des empörendsten Verrathes an, ohne zu bedenken, daß sie ihm ja gar nichts zu danken hatte und das elende, kümmerliche Dasein, welches sie in seinem Hause führte, unmöglich als entsprechenden Lohn für ihre unermüdete Arbeit und die aufregende Pflege betrachten konnte. Er fühlte sich wirklich unglücklich, gekränkt, mißhandelt und empfand Mitleid mit sich selbst. Es ging wie ein jäher Riß durch sein Inneres, als ob sich etwas gewaltsam von seinem Herzen losgelöst und eine schmerzende Wunde hinterlassen hätte. Zum ersten Male seit seinen Kinderjahren traten ihm Thränen in die Augen; doch weit entfernt, Linderung zu verschaffen, wirkten sie wie Tropfen scharfen, ätzenden Giftes und zerstörten den Rest menschlichen Empfindens in seiner Seele. Das Wohlwollen, welches er bisher für Natalie, die er jetzt eine schlaue Betrügerin nannte, gehegt hatte, verwandelte sich in Widerwillen und glühenden Haß. Auf seinem Lager liegend, die Hände drohend geballt, ein tüchtiges Funkeln in den tief eingesunkenen Augen, malte er sich die Wonne aus, das falsche Geschöpf mit der Entdeckung des Geheimnisses zu überraschen; der Heuchlerin die ganze, wild in ihm gährende Wuth fühlen zu lassen, sie mit Füßen zu treten und aus dem Hause zu stoßen, ärmer als eine Bettlerin. Mochte dann das Bewußtsein, umsonst gelogen und betrogen, geschmeichelt und sich mit einer bewunderungswürdigen Kunst verstellt zu haben, der Jammer, sich durch eigene Thorheit um den gierig erstrebten Reichthum gebracht zu sehen, sie wahnsinnig machen! Sie hatte es ja verdient — tausendfach verdient um ihn! O, wie würde sie lachen im Paroxysmus ihres Wahnsinns!

Alfeld vertiefte sich so in die Situation, daß er wirklich laut aufschrie. In demselben Augenblicke erkannte er aber auch, daß ihm seine Feigheit der letzten und einzigen Genugthuung — seiner Freundin offen entgegen zu treten — beraubte. Zitternd zog er die Bettdecke wieder über sich und wandte den Kopf gegen die Wand. Seine Thatkraft war gelähmt. Er täuschte sich nun nicht länger darüber. Er — der kranke, hilflose, von der Außenwelt abgeschlossene Mann würde niemals wacker, so zu handeln. Das Gefühl seiner Schwäche und Mangelgefühl stachelte ihn nun zu maßloser Wuth gegen sich selbst auf. Dann schlug er sich mit der Faust vor die feuchte Stirn, biß sich in die Hände und zerrte an seinem grauen Haar, dabei sinnlose, klagende Worte und halbunterdrückte Flüche murmelnd, so daß er selbst einem Tobsüchtigen gleich. Doch als es hell wurde und Natalie, wie sie täglich zu thun pflegte, mit dem Kaffeebrett bei ihm eintrat und freundlich lächelnd nach seinem Befinden fragte, antwortete er nur in dem ihm eigenen, kläglichen Ton: er habe eine schlechte

Nacht gefabt. Sie glättete sein Kissen und bemühte sich so aufmerksam um ihn wie stets.

Als Natalie ihm die gefüllte Tasse reichte, führte er dieselbe an die Lippen, stellte sie aber plötzlich, ohne getrunken zu haben, sichtlich erschauernd, wieder auf den Tisch.

„Was ist's?“ fragte das Mädchen erstaunt.

„Es könnte Gift darinnen sein!“ wimmerte Alföld.

„Aber ich habe ja den Kaffee selbst bereitet“, wandte sie ein.

„Gleichviel! Vielleicht kam Jemand in die Küche. Sie werden das auch nicht so genau wissen.“

„O doch! Das ist eine ganz unnötige Sorge.“

„Nein, nein!“
„Kann es Sie von der Unschädlichkeit dieses Getränkes überzeugen, wenn ich zuerst davon genieße?“

Ohne seine Antwort zu erwarten, leerte sie die Tasse zur Hälfte.

Gleiche Szenen fanden auch bei den übrigen Mahlzeiten statt. Natalie legte kein großes Gewicht auf diese neue Laune. Sie ahnte nicht, das sie sich selbst verrathen hatte und ihre Gedanken beschäftigten sich viel mehr mit der Zukunft als mit der Gegenwart. Kaum war sie aber zur Abendstunde aus dem Hause gegangen, um ihre gewöhnlichen Besorgungen zu machen und womöglich eine flüchtige Begegnung mit Bernau herbeizuführen, als Alföld die Abschrift des Testaments ergriff, um sie zu vernichten. Ein Ausdruck teuflischer Bosheit ließ sein häßliches Gesicht wahrhaft abschreckend erscheinen. Er näherte das Schriftstück der brennenden Lampe, hielt aber von plötzlicher Angst erfaßt inne. — Nein, nein — auf diese Art ging es nicht. Natalie konnte das Verschwinden des Testaments bemerken und dann war ja auch das Original nicht in seinen Händen. Er mußte den Schlüssel, wenigstens vorläufig, immer noch in der Tasche des Schlafrockes lassen; ein augenblickliches Entfernen desselben würde ihr auffallen und unstreitig die Befürchtung in ihr erwecken, belauscht worden zu sein. Was also thun? — Der Rache entsagen? — Nun und nimmermehr! Sein Entschluß, die Erbschleicherin in empfindlichster Weise zu bestrafen, stand unerschütterlich fest und dennoch zitterte er davor, sie seine Entdeckung wissen zu lassen.

Unaufhörlich grübelte Alföld jetzt nach und faßte endlich einen Plan, zu dessen Ausführung er gleich schritt, sobald die Abwesenheit seiner Pflegerin es ihm ermöglichte. Kaum hatte er sie auf die Straße treten sehen, als er sich einschloß und mit großem Eifer zu schreiben begann. Die Feder flog förmlich über das Papier. Der Alte mußte sich ja auch beeilen, denn Natalie konnte jeden Augenblick zurückkehren. Freilich fing sie jetzt an, länger als sonst auszubleiben, aber er hütete sich, sie darum zu tabeln; was ihn früher beunruhigt hätte, stimmte gegenwärtig ganz mit seinen Wünschen überein. Endlich

war das Schreiben vollendet. Alföld entnahm nun einem anderen Fache des Sekretärs ein versiegeltes und verschnürtes Päckchen, welches die Aufschrift „Nach meinem Ableben zu verbrennen“ trug. Nachdem er es geöffnet hatte, zeigte sich ein zweifellos sehr altes, vergilbtes Schriftstück. Dieses und das soeben von ihm verfaßte, steckte er nun zusammen in einen großen Briefumschlag, den er mit fünf Stiegeln und ebenfalls wieder mit einer Aufschrift verfab, welche jedoch diesmal wesentlich anders lautete. Mit großen Buchstaben stand geschrieben: „Nach meinem Tode sofort, in Gegenwart von Zeugen, zu öffnen und zu lesen.“ (Fortsetzung folgt).

Die Freundschaft eines Feindes oder das Weihnachtsgeschenk.

Eine Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege.

Aus dem Englischen übersetzt von
Gerhardt Schnorrenberg.
(Schluß.)

„Sage lieber, daß ich selbstsüchtig und starrköpfig war, Lisa“, erwiderte ihr Bruder ernst. „Ich weiß, das es die Gewohnheit gutherziger Menschen ist, die Vergehen zügelloser und kopiloser junger Leute mit deren ‚feurigem Geist‘, mit ‚Unkenntniß der Welt‘ und dergleichen höflichen Erbüchtungen zu entschuldigen. Doch fort mit diesen Beschönigungen! Man soll die Dinge bei ihrem rechten Namen nennen. Statt ‚Jugendthorheit‘ sage man ‚vorsätzliche Uebertretung der gegebenen Vorschriften‘, statt ‚jugendliche Unbedachtsamkeit‘ sage man ‚Laster und absichtliche Bosheit‘. Wenn man das Vergehen selbst niemals bemäntelte, wenn man den dünnen Schleier mißverständener Nächstenliebe niemals über das zöge, was wirklich häßlich und verächtlich ist, so würde der breite Weg, der zum Verderben führt, weniger Wanderer aufzuweisen haben.“

„Lieber Bruder“ sagte wiederum die nachsichtige Schwester, „urtheile über die Fehler deiner Jugend nicht allzustreng.“

Das Wort ‚Fehler‘, Lisa, ist eine sehr milde Bezeichnung für Unthaten, welche das Herz eines Vaters brachen und fast den Tod eines Mitmenschen zur Folge hatten. Erfinde keine Entschuldigung für mich. Ich weiß, daß ich unrecht that. Ich haßte und verabscheute mich. Ich haßte Hildorf, weil sein Beispiel ein Vorwurf für mich war, und ich war froh, mit ihm zu brechen. Aber erbärmliche Eitelkeit und meine bedauerliche Schwäche hielten mich ab, umzukehren und das, was ich verbrochen hatte, wieder gut zu machen. Ich machte mich zum Genossen von Thoren, welche ohne jede Scheu ein wildes Leben führten. Ich that wie sie und büßte bitter dafür.“

„Aber hast du dies denn nicht bereut, Eugen?“

„Die Reue kommt manchmal zu spät, Lisa“, war die auf diese Frage nicht ganz passende Erwiderung. „Du sagst mir, daß du einen Sohn hast. Nimm den

Rath eines Mannes an, der seine Erfahrungen theuer erkaufte hat, und unterdrücke die ersten Anzeichen des Eigensinnens und einer ungebundenen Lebensart. Verfalle nur nicht in den jämmerlichen Irrthum, gegen das Vergehen und gegen den Thäter milde und nachsichtig zu sein. Aber wer bin ich, daß ich dir einen Rath ertheilen darf?“

„Eugen, verschiebe diese traurigen Gedanken an die Vergangenheit bis zu einer Zeit, die weniger Freude bietet als die jetzige“, bat Frau Hildorf. „Du bist uns wiedergegeben worden. Ist dies denn nicht etwas, worüber wir uns freuen und wofür wir Gott dankbar sein müssen?“

„Was, Lisa!“ erwiderte Eugen mit einem schwermüthigen Lächeln. — Es war dies das erste Lächeln, welches während der Unterhaltung auf seinem Gesicht erschien. — „Du bist wirklich froh, daß du den verlorenen Sohn unserer Familie wieder hast!“

„O, Bruder, Bruder“, rief Lisa unter Thränen, „könntest du nur ahnen, wie sich mein Herz während all der Jahre, die in jeder andern Beziehung für mich so glücklich waren, nach dir gesehnt hat!“

„Du warst mir immer eine gültige Schwester, Lisa“, sagte Eugen; und in dem Tone, in welchem er diese Worte sprach, lag etwas von der ehemaligen Zärtlichkeit. „Aber sage mir eins. Weißt du, was aus — aus meinem Feinde geworden ist.“

„Ja, Eugen, ich weiß es“, erwiderte Frau Hildorf feierlich. „Erich von Rudersheim ist todt.“

„Alsdann ist er meiner gerechten Rache entkommen“, sagte Eugen, indem ein finsterner Schatten über seine Züge flog.

„Sprich nicht von Rache, Eugen. Er ist jetzt in der Hand des Allgerechten und Unwissenden. Er ist unseres kleinlichen und engherzigen Urtheils entrückt.“

„Wie starb er?“ fragte Eugen. Seine Worte klangen hart.

„In einem Hospital in Paris. Er diente im französischen Heere und wurde während der Belagerung verwundet. Es giebt keinen männlichen Nachkommen dieses Zweiges der Familie von Rudersheim mehr.“

„Eugen, ist dein Herz gegen Erich verhärtet?“

„Still, Lisa, sprechen wir nicht von ihm.“

„Mein Bruder, sei mir nicht böse. Du gestehst, daß du gefehlt hast. Vergieb Erich, wie du hoffst, daß dir vergeben wird.“

„Schweige, Lisa, ich dulde nicht, daß du mehr sagst.“

„Das ist der Schritt meines lieben Mannes!“ rief Frau Hildorf plötzlich aus und, hastig aufspringend, eilte sie, mit der Blut froher Erwartung auf den Wangen, zum Zimmer hinaus.

Die Zeit, welche während ihrer Abwesenheit verging, war für Eugen nicht angenehm zu nennen. Er fürchtete, Hell-

dorf wiederzusehen, denn er erwartete, daß, wenn dieser auch ihm gegenüber kein tadelndes Urtheil aussprechen wolle, er daselbe doch von seinem Gesicht ablesen würde.

„Willkommen zu Hause, Schwager! Tausendmal willkommen!“ erklang der herzliche Gruß Hellborns, als sich die Thür öffnete, und im nächsten Augenblick hielten sich die Beiden in enger Umarmung umschlungen.

„Onkel Eugen,“ rief Hellborn darauf fröhlich aus, „bist du deinem Neffen und deinen Nichten vorgestellt worden? Nun, Lisa, wo hast du gesteckt? Als ich an der Küchentür vorüberging, sah ich Hedwig mit einer geheimnißvollen Kocherei beschäftigt. Ah, da kommen sie! Eugen, mein Junge, gib deinem Onkel einen Kuß. Der Junge heißt wie du, Schwager. Et, meine kleine Lina, mußt du auch einen Kuß haben? Und du auch mein Töchterchen?“

Aber Perlette hielt sich zurück. Dies that sie jedoch nicht aus Scheu.

„Ist der Mann unartig gewesen?“ fragte sie geschwätzig, als sie Onkel Eugens ernste Züge prüfte.

„Ja, sehr,“ sagte dieser lächelnd, indem er dem Kinde seine Hand entgegenstreckte, „aber er will jetzt wieder brav sein.“

„Dann will Perlette mit dir sprechen,“ bemerkte die kleine Dame mit würdiger Herablassung.

„Dein drittes Kind gleicht nicht den andern, Hellborn,“ sagte Goldschmidt, nachdem das Lachen, welches die Rede der Kleinen hervorgerufen hatte, ein wenig nachließ. „Weshalb gabst du ihm einen französischen Namen?“

„Sie ist eine Adoptivtochter,“ erhielt er zur Erwiderung. „Aber darüber werde ich später mit mir sprechen. Nun wollen wir uns nach all den Jahren der Trennung mit Freude und mit Dank gegen Gott wieder an einen Tisch zusammensetzen. Dies ist Hedwig,“ fuhr Hellborn fort, indem er seine Hand sanft auf die Schulter seiner ältesten Tochter legte, welche schüchtern herangetreten war. „Sie ist der Engel unseres Hauses.“

Wenn bei dem Mahl auch keine laute Fröhlichkeit herrschte, so war doch jedes Herz mit Glückseligkeit erfüllt, und das lebhafteste Geplauder Perlettes rief manches Lächeln hervor. Das Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott stimmte die ältern Mitglieder der Familie so feierlich, daß alles vermieden wurde, was heitern Spässen und geräuschvoller Lust gleich.

Onkel Eugen schien von der kindlichen Anmuth und den gewinnenden Manieren der Kleinen Französin ganz eingenommen zu sein, und Frau Hellborn sagte plötzlich den Entschluß, daß ihr Bruder von der Herkunft Perlettes nichts eher erfahren sollte, bis dieselbe — was, wie sie voraussah, bald der Fall sein würde — sein Herz völlig eingenommen habe. In Lisas sanftem Mütterherzen dämmerte die Hoffnung, daß die Waise zur Ursache werden könne, Eugen in Beziehung auf das Andenken seines toten Feindes milder zu stimmen, so wie Esclaire und Perlette unbewußt

Hellborn dahin gebracht hatten, daß er das um sich fressende Gefühl der Verbitterung von dem der Vergebung und der christlichen Nächstenliebe besiegen ließ.

14. Kapitel.

Noch einmal ein Weihnachtsabend.

Noch einmal ein Weihnachtsabend, aber nicht in Berlin. —

Die mit Schnee bedeckte Landstraße windet sich über ein einsames Moorland und durch Wälder von Tannen und Nichten einher, deren Zweige in dem hellen Mondschein strahlen und funkeln. Da unterbricht der Klang fröhlicher Stimmen die Stille, und über den glatten, weißen Teppich, der weithin das Land bedeckt, gleiten raschen Laufes zwei große Schlitten heran. Der zweite Schlitten folgt so dicht dem ersten, daß zwischen den Personen, welche in beide vertheilt sind, beständig eine lebhafteste Unterhaltung aufrecht gehalten wird, und wenn wir dieselben einen Augenblick lang belauschen, so erkennen wir in den Reisenden unschwer unsere alten Freunde aus der Leipzigerstraße wieder. Sie haben früh am Morgen ihr Heim in der großen Hauptstadt verlassen, um mit Onkel Eugen in der noch ältern Heimath, einem kleinen Dorfe Thüringens, die Weihnachtstage zu verbringen.

„Ich habe mich entschlossen, zu unserer alten Heimstätte zurückzukehren,“ hatte Eugen Goldschmidt seiner Schwester und seinem Schwager kurze Zeit vor seiner Abreise von Berlin gesagt. „Ja, ich will dorthin zurückkehren, um daselbst mit Gottes Hilfe ein neues Leben zu beginnen. Sie sah meine Schande und sie soll auch der Ort sein, der mein Bestreben sieht, ein anderer Mensch zu werden. Es ist allerdings wahr, daß ich dort beständig an die traurige Geschichte meiner Vergangenheit erinnert werde, aber dies ist nichts anderes, als eine gerechte Strafe und dient mir stets als heilsame Ermahnung. Ich habe genug Geld erspart, um ein kleines Gut zu pachten, und ich höre eben, daß unser ehemaliges Haus zu verpachten ist. Daselbst in ruhiger und arbeitsamer Thätigkeit leben können, wird für mich ein größeres Glück sein, als ich jemals zu erhoffen wagte, und ich werde mehr als zufrieden sein.“

Die Freude, welche diese Ankündigung bei Eugens Schwester hervorrief, war außerordentlich, und dieselbe traf im Vorgeschnack der Freuden, welche ihrer harreten, mit mehr als gewöhnlichem Eifer die Vorbereitung zur Weihnachtsreise.

„Mama, Mama,“ rief die kleine Lina, als sie die Lichter der Poststation in der Ferne leuchten sah, „ist das das Pfarrhaus?“

„Wird Onkel Eugen uns mit Tyras entgegenkommen, Papa?“ fragte ihr Bruder eifrig.

„Der arme, alte Tyras wird schon eine ganze Reihe von Jahren todt sein, mein Sohn,“ war die Antwort. „Aber ich glaube wohl, daß er einen Nachfolger hat.“

„Mama,“ klang Hedwigs leise Stimme, „der heutige Abend muß dir gewiß wie einer jener Weihnachtsabende aus der Zeit vorkommen, als du nicht älter warst, als ich jetzt bin.“

„Derselbe ruft mir in der That alte Zeiten in mein Gedächtniß zurück,“ erwiderte die Mutter, „obgleich manche der lieben, alten Stimmen jetzt für immer schweigen.“

„Aber es sind neue Stimmen da, welche die alten ersetzen!“ wandte Eugen, der kleine Weltweise, ein.

Auch Perlette würde ohne Zweifel bei dieser Unterhaltung ihre Bemerkungen gemacht haben, aber sie lag, in einen Pelz warm eingehüllt, zu Frau Hellborns Füßen und schlief fest.

„Sieh, Mama, da auf dem Schnee der breite Lichtstreif, von welchem du gesprochen hast! Es ist dort gerade eine Thür geöffnet worden, und ich bin sicher, daß dies Onkel Eugens Haus sein muß!“ rief Hedwig aus.

Hellborn ließ einen scharfen, anhaltenden Pfiff ertönen, welcher von einem ähnlichen Signal beantwortet wurde, einige Minuten später war die ganze Familie ausgestiegen und wurde von Onkel Eugen, der sie in die wohlbewärmte Räume führte, willkommen geheißten.

„Hast du einen Baum, Onkel?“ fragte Lina.

„Was für einen Baum?“ fragte Perlette, welche jetzt wieder wach und munter war. „Ich glaube, es giebt Bäume genug in jenen großen Wäldern! Ich bin froh, daß wir hier in diesem warmen Hause sind.“

„Perlette kennt noch nicht die Geheimnisse des Weihnachtsfestes hier bei uns in Deutschland,“ sagte Hellborn. „Die arme Kleine hatte vergangenes Jahr einen traurigen Weihnachtsabend.“

„Wir haben alles mitgebracht, was an den Baum gehängt werden muß, Onkel,“ bemerkte Lina. „Du weißt, Hedwig — aber ich darf es ja nicht sagen.“

„Wir haben alle unsere Vorbereitungen getroffen, Onkel Eugen,“ sagte Hedwig. „Wir sagten jedoch Perlette nichts von dem Baum, denn Mama wollte sie überraschen.“

„Ich glaube, ich kann dich auch überraschen, Mutter Lisa,“ sagte Onkel Eugen, sich an seine Schwester wendend. „Findest du noch den Weg zu dem Zimmer, das früher das deinige war?“

„Ob ich denselben noch finden kann? Ei, natürlich!“ rief Frau Hellborn heiter. „Jeder Schritt, den ich hier in dem alten, lieben Hause mache, ist mir so bekannt, wie jeder Zug auf dem Gesichte meiner Kinder.“

„So gehe und komme schnell zurück, denn meine Nichten und meine Neffen wollen ihre Schokolade trinken. Von der Ungebulb ihres Onkels will ich gar nicht reden.“

Frau Hellborn verließ das Zimmer, und im nächsten Augenblick hallte ein Freudenschrei durch den Hausflur.

"Lina, Lina! O, Carlo, es ist unsere Schwester Lina!"

"Ich sagte Lisa nicht, daß deine Schwester aus Leipzig zurückgekehrt sei und sich bei der Familie des Pfarrers befinde," bemerkte Onkel Eugen mit einem schlaun Lächeln. Derselbe ist nicht deines Vaters Nachfolger, Karl; dieser starb vor einigen Jahren. Aber da ist sie ja!"

Wohl kaum sah ein Weihnachtsabend eine so fröhliche Familie unter ein und demselben Dache vereinigt, als die, welche die Gastfreundschaft des Onkels Eugen genoß. Perlette saß neben dem Hausherrn, der ihr ergebener Diener und Bewunderer war. Es gab etwas in der feinen, aristokratischen Natur der kleinen Baronin, was dessen poetischem und eigenartigem Sinn ungemein zusagte, und obgleich er sich gegen seine kleinen Verwandten und Erben äußerst zärtlich benahm, so konnte man doch leicht sehen, daß sie sein Liebling war.

Sie war es, die es fertig brachte, daß der ernste, fast schweigsame Mann lächelte, was so selten geschah, ja, daß er, was noch seltener war, in ein Lachen ausbrach; und so jung sie auch noch sein mochte, so war sie dennoch ihrer Macht sich bewußt und übte dieselbe mit der ganzen gebieterischen Anmuth einer tyrannischen und dann und wann etwas launischen kleinen Prinzessin aus.

Nachdem der Chocolate und dem Kuchen gehörig zugesprochen worden war, fand zwischen Tante Lina und Frau Hellborn eine in leisem Tone geführte, eifrige Unterredung statt, deren Endresultat war, daß sich beide aus dem hell erleuchteten Zimmer begaben, in welchem sich alle befanden."

"Hellborn," sagte plötzlich Onkel Eugen, "ich bin heute Abend so sonderbar erregt. Die Erinnerung an die alten, glücklichen Zeiten übt einen fast schmerzlichen Eindruck auf mich aus. Schau, das junge Volk ist in bester Unterhaltung; nimm deine Mütze und deinen Pelzrock und laß uns ein wenig im Mondschein umherwandeln."

Karl machte keine Einwendung, und die beiden Männer waren bald zum Ausgehen bereit.

Sie gingen durch das kleine Thor und schritten bald über den unter ihren Füßen knirschenden Schnee auf den Wald zu.

"Es scheint mir erst gestern gewesen zu sein, daß wir Knaben waren," bemerkte Eugen mit einem Seufzer. "Wie wenig hat sich alles um uns her verändert, aber wie verschieden sind wir von dem, was wir waren!"

"Ja," erwiderte Karl: "ich könnte beinahe glauben, daß wir wieder Knaben wären, und daß wir wie damals von meinem lieben Vater zum Abendbrod ins Haus gerufen würden. Was für eine lustige Gesellschaft waren wir in jenen Tagen! Du und ich, Lisa und Lina und die arme Johanna und — Erich."

"Nenne seinen Namen nicht!" rief Eugen heftig.

"Schwager, ich muß ihn an dem heutigen Abend nennen. Schau dort sein

Schloß, dessen Umrisse sich gegen den Himmel abzeichnen. Aber der Name seines frühern Herrn wird dort nicht mehr genannt."

Eugen sprach nicht.

"Ich war bei ihm zwei Tage bevor er starb," fuhr Karl fort. "Mit dem Studenten aus den früheren Zeiten war eine traurige Veränderung vorgegangen. Bis zu der Stunde war mein Herz mit Feindseligkeit gegen ihn erfüllt gewesen, aber in jenen feierlichen Augenblicken verschwand dieselbe, und ich mußte ihm vergeben. Er bat mich da, mich seiner Weisen anzunehmen und vertraute mir seine sämtlichen Papiere an. Das eine seiner Kinder war bereits zu seinen Schöpfern zurückgekehrt und das andere — doch von diesem wollen wir einstweilen nicht sprechen. Eugen, verzeihe mir die Frage, hast auch du ihm vergeben?"

"Er war ein hinterlistiger Mensch und plante mit Vorbedacht meinen Ruin," lautete die harte Erwiderung Eugens, der den ersten Theil der Rede Karls kaum gehört zu haben schien.

"Heute ist der heilige, glückspendende Weihnachtsabend," fuhr Karl fort. "Hörche, da erklingen schon die Glocken! Eugen, kannst du an diesem Abend Gedanken der Rache hegen?"

Keine Antwort.

"Denke an Erich, der einsam und verlassen auf dem Krankenlager lag, der von fremden Händen gepflegt wurde und fern von seiner Heimath, fern von dem prächtigen Hause, in welchem er seine Jugendzeit verlebte, in einem fremden Lande starb!"

"Karl, ich weiß was du willst. Ich weiß, daß du, wenn du weniger schüchtern wärst, mich nöthigen würdest, noch mehr zu bedenken. Ich weiß alles, was du sagen willst. Lisa, welche mehr geistigen Muth besitzt als du, mein guter und sanfter Schwager, wollte mir die Pflicht der Vergeltung aus viel gewichtigeren Gründen aufnöthigen, als aus denen, welche du vorgebracht hast. Sie sprach schon am ersten Tage darüber, aber mein Herz blieb hart."

"Dein Herz war aber ehemals nicht hart, Eugen. Doch höre! Jene Glocken reden zu mir von den frühern Zeiten. Ich höre wieder, wie mein greiser Vater die letzte Predigt hält, welche ich von seinen Lippen vernahm. Es war in der Ferienzeit, kurz bevor ich zum letzten Mal zur Universität ging. Ich sehe sein Antlitz wieder, als er über seinen Lieblings- text sprach."

"Was hörst du denn?" fragte Eugen zerstreut.

"Ich höre ihn die apostolischen Worte reden: 'Bergebet einander, wie Gott um Christi willen euch vergeben hat.'"

Aber Eugen schien sich noch immer nicht bewegen lassen zu wollen.

"Schwager," sagte Karl langsam, indem er sein klares, blaues Auge auf das Gesicht Eugens richtete und stehen blieb, als er diese Worte sprach, "wenn du Erich von Rudersheim nicht aus allen Gründen

verzeihen willst, welche ich angeführt habe, so vergieb ihm um seines Kindes willen."

Eugen fuhr zusammen.

"Was willst du damit sagen?" fragte er hastig.

"Ich will damit sagen," erwiderte Hellborn mit Nachdruck, "vergieb ihm, der einzigen noch lebenden Waise, jenes Kindes wegen, das deine Zärtlichkeit gewonnen hat. Meine Adoptivtochter ist Margareta von Rudersheim!"

Eugen bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

"Ich erwartete nicht diesen Schlag," sagte er. Seine Stimme klang gebrochen.

Nach einigen Minuten hatte er sich erholt.

"Laß mich allein, Karl. Ich folge dir bald, aber dies — dies muß ich zuerst überwinden."

Hellborn erfüllte seinen Wunsch und begab sich wieder ins Haus zu der fröhlichen Gesellschaft.

Man wartete nur noch auf Papa und auf Onkel Eugen. Perlette saß auf einem kleinen Stuhl zu Hedwigs Füßen und nahm gnädig die Nüsse in Empfang, welche ihr Eugen der Jüngere auftrachte, und die sie großmüthig mit ihren neuen Schwestern theilte. Die Thür öffnete sich. Onkel Eugen stand auf der Schwelle und betrachtete das Schauspiel. Das seine Gefühl Perlettes sagte ihr, daß etwas nicht in der Ordnung war. Sie ließ hastig die Nüsse auf den Boden rollen und flog durch das Zimmer.

"Onkel Eugen, hat dir jemand etwas gethan?" fragte das Kind schmeichelnd.

Onkel Eugen kämpfte einen innern Kampf, und auf seinen Zügen zeigte sich ein seltsamer Ausdruck. Alsdann hob er das Kind empor, schloß es in seine Arme und verbarg einen Augenblick lang sein Gesicht an dessen Schulter.

Daran erkannte Frau Hellborn, daß ihr Plan geglückt war, und daß Erichs kleine Tochter unbewußt ihre zweiseitige Mission erfüllt hatte.

Die Flügelthür wurde aufgeworfen, und die Kinder drängten sich um den schönen Baum. Die kleinen Hellborns waren darüber einig, daß derselbe viel größer und schöner wäre, als derjenige, den sie gerade vor einem Jahre an jenem stillen Weihnachtsabend geschmückt hatten, und sie sahen, daß an ihm weder die entsprechende Anzahl von Kerzen, noch die goldenen Früchte, noch der glänzende Schmuck, noch sonst irgend etwas fehlte, um ihn so prächtig wie möglich zu gestalten.

Jeder erklärte, daß Onkel Eugens Geschenke herrlich wären, während er seinerseits über die Gaben entzückt war, welche seine kleinen Neffen und Nichten für ihn unter den Baum gelegt hatten.

Hellborn stuzte, als seine Blicke auf die Worte fielen, die in großen Buchstaben auf dem bunten Papiere geschrieben standen, welches das Postament des Baumes umgab: "Bergebet einander, wie Gott um Christi willen euch vergeben hat."

"Keine Wolke trübte die reine Freude dieses denkwürdigen Abends, und die Er-

wachsenden wetteiferten mit den Kindern in der Fröhlichkeit und Lust. Die Geschenke waren ausgeheilt, genau betrachtet und bewundert worden, und Zuckerwerk und Kuchen wurden rund gereicht, als die kleine Lina sich fest an ihre Mutter schmiegte.

„Mama,“ flüsterte das Kind, „ich glaube, ich habe doch mein Geschenk bekommen.“

„Was für ein Geschenk, mein Liebling?“ fragte diese.

„Nun, du weißt ja, Mama, ich fragte dich, ob das Christkindchen uns unsere Hilda zurücksenden würde. Es hat uns an ihrer Stelle Perlette gesandt.“

„Frau Hellborn küßte das Kind, und Onkel Eugen, welche neben seiner Schwester stand, hat dieselbe, ihm die Geschichte von Linas Weihnachtswunsch zu erzählen. Er hörte schweigend zu und näherte sich alsdann Perlette, welche noch immer dicht bei ihrer Hedwig saß.

„Komm, meine kleine Perlette!“ sagte er. Du sollst die Königin des heutigen Festes sein! Und er wand aus den Blumen, welche den Baum schmückten, einen kleinen Kranz den er auf ihr weiches, lockiges Haar drückte. Darauf fuhr er fort: „Da du nun deinen Platz auf deinem Throne eingenommen hast, so wollen wir unserer allernäbigen, kleinen Majestät einen andern Namen geben. Hört ihr getreuen Untertanen! Unsere Königin Perlette heißt von heute ab: „Das Weihnachtsgeschenk.“

Pfahlbauten-Bewohner.

Von Friedrich Thieme.
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Zu bemerken ist hierbei, daß das hier geschilderte Bauwerk den aus der Steinzeit stammenden Pfahlbauten angehört, daß aber auch solche aus der Bronzezeit aufgefunden worden sind, welche sich von denen der älteren Periode durch ihre Anlagen im tieferen Wasser und in weiterer Entfernung vom Ufer, sowie die auf besseres Werkzeug hindeutende geschicktere Zustutzung der benutzten Pfähle unterscheiden. Der Zweck der ganzen Anlagen liegt auf der Hand. Dichte Wälder erfüllten die damalige Schweiz, wilde gefährliche Bestien irrten darin umher. Die Nothwendigkeit letztere zu überwältigen, um ihr Fleisch als Nahrung benutzen zu können, gab den Impuls zum Anschluß des Menschen an seinesgleichen, soweit hier nicht schon verwandtschaftliche und gesellschaftliche Gefühle ursächlich wirkten. Einigkeit macht stark — dieser Grundsatz war bereits von der Menschheit erkannt worden und führte zur Begründung von Gesellschaften, einmal behufs leichteren Erwerbs und ein andermal zur Erzielung größerer Sicherheit gegen die vierfüßigen Feinde. Gegenüber der von diesen drohenden Gefahr erschien die Wohnung auf dem Lande nicht sicher genug, das Wasser bot größeren Schutz — man wählte also das letztere als geeigneten Schauplatz für Ansiedelungen und Niederlassungen. Es läßt sich denken, daß den Urbewohnern Helvetiens mit ihren kümmer-

lichen Hilfswerkzeugen diese Arbeit nicht leicht geworden ist, mußten doch Hunderte von Bäumen gefällt, gespalten, und bearbeitet und auf Rähnen — wahrscheinlich mittelst des Feuers zugerichteten großen Baumstämmen — an den Ort der beabsichtigten Ansiedlung gefahren, hier aber in den Boden eingerammt und verbunden werden. Denn mit Sicherheit ist anzunehmen, daß Niederlassungen, wie die von Wangen, wo 50000 Pfähle gezählt wurden, weder zur gleichen Zeit noch von derselben Generation eingesenkt wurden. Der Ort wurde nach Bedürfnis der zunehmenden Bevölkerung allmählich vergrößert — so nahm die Ansiedlung von Morges im Genfer See einen Flächenraum von 180000 Quadratfuß ein und kehrte nach mäßiger Berechnung eine Bevölkerung von 1244 Seelen. Im Neuenburger See dürfte die Zahl der Bewohner einer Niederlassung 5000 Menschen betragen haben. Im Ganzen schätzt Tropon die Bevölkerung der 68 dem Bronzealter zuzählenden Niederlassungen auf 42000 Personen.

Diese Zahlen lassen darauf schließen, daß die Pfahlbautenbewohner bereits Mittel und Wege gekannt haben müssen, sich für alle Jahreszeiten genügende Nahrungszufuhr zu sichern. Bei Mangel an Lebensmitteln hätten derartig bevölkerte Orte nicht bestehen können. In der That wissen wir aus den vorgenommenen Untersuchungen der Wahlzeitüberreste, Waffen, Knochengeräthe u. s. w., welche sich in dem jetzt die Stelle der einstigen Dörfer bedeckenden Schlamm und Torf sehr gut erhalten haben, daß die Pfahlbautenbewohner der Schweiz bereits im Besitz der wichtigsten Hausthiere sowohl als auch einer großen Anzahl von nützlichen Pflanzen (weit über 100) gewesen sind. Rinder, Hunde, Ziegen, Schweine und Schafe dienten bereits den Zwecken des Menschen, auch das Pferd wurde hier und da schon als Reit- oder Zugthier benutzt. Außer Viehzucht wurde jedoch auch Ackerbau in primitiven Formen betrieben. Gerste, Weizen und Hirse wurden gezogen, erstere um als Brei genossen zu werden, während Weizen und Hirse zur Brodbereitung verwendet wurden. „Ja so unglaublich dies klingen mag“ — berichtet Alsberg, dessen fesselnder Darstellung wir hier folgen — von diesem vorgeschichtlichen Brode oder richtiger gesagt Zwieback, denn dieses Gebäck hat bei einer Dicke von 1 bis 1 1/2 Zoll einen Durchmesser von nur 4—5 Zoll — von diesem Gebäck sind sogar in verschiedenen Pfahlbautenansiedlungen Reste aufgefunden worden und ebenso befanden sich unter den pflanzlichen Ueberbleibseln jener Kulturperiode verkohlte Äpfel, theils ungetheilt, theils in 2 oder 4 Stücke zerlegt und hintendrein getrocknet.“ Auch Stämme der wilden Pflaumen und Schlehe, Himbeer- und Brombeerkerne, Haselnuß- und Bucheckernschalen, Erbsen, und Bohnen (letztere jedoch erst in den Bauten der Bronzezeit) wurden entdeckt. Weitere Nahrungsmittel gewährte die Jagd, welcher der Pfahlbautenbewohner mit Eifer obge-

legen zu haben scheint, man fand Knochen und Reste vom Edelhirsch, ferner vom Reh, Igel, Dachs, Biber, Bär, Wolf, Eich, Urstier, Fuchs u. s. w. Das Fleisch der Fische scheint in Zeiten des Mangels sogar als Nahrungsmittel haben herhalten müssen, wie die an den Knochen dieses Thieres wahrgenommenen Messerspuren besagen.

Auch Reste der Kleidung jener Menschen wurden gefunden, welche aus selbstgefertigten Stroh und aus Flach bestand. Neuffer der Kleidung stellten sich die Pfahlbautenbewohner auch ihre Waffen und Geräthe selbst her, erst aus Stein, später aus Kupfer und zwar letztere theils durch Hämmern, theils durch Guß. Vielsach diente auch Hirschhorn zur Bereitung von Werkzeugen und Waffen. So wurden u. a. Angelhaken, Messergriffe Knöpfe, Nadeln, ja sogar Kämme daraus angefertigt.

Bekanntlich existieren noch heutzutage Völkerschaften, welche aus denselben Ursachen wie die Urbewohner der Schweiz ihre Wohnstätten auf Flüssen und Seen aufschlagen (z. B. die Papuas auf Neuguinea) und es erscheint fraglich, ob die Wasserbauten der Urmenschen denjenigen unserer unkultivierten Zeitgenossen nachgestanden haben. Alles bezeugt, daß die Pfahlbautenbewohner schon auf einer verhältnißmäßig vorgeschrittenen Kulturstufe sich befanden. Allem Anschein nach ein Hirtenvolk, kannten sie offenbar bereits eine Art staatlicher Ordnung, sowie gewisse primitive soziale Einrichtungen. Schon die gemeinsame Ausführung so umfangreicher Bauten wie die gemeinschaftliche Benutzung verschiedener Gegenstände — wie der Brücke, welche die Ansiedlung mit dem Ufer verband oder der Leiter, welche die Verbindung mit der Oberfläche des Wassers ermöglichte — setzen bestimmte Abmachungen voraus, welche, wenn sie auch umgeschrieben blieben, doch sicher als unumstößliche Gesetze von den intelligenten Wassermenschen gehalten und geachtet wurden. Im Uebrigen denke man sich das Zeitalter der Pfahlbauten nicht etwa in allzuferner Vergangenheit — als die alten Helvetier den Urstier und den Edelhirsch erlegten, da blühte schon in andern europäischen Ländern eine hohe Kultur. Verlegt doch die Wissenschaft das Ende der uns in den Pfahlbauten entgegentretenden Bronzezeit in das 8. bis 10. Jahrhundert der vorchristlichen Aera! Immerhin gaben uns die Schweizer Funde höchwichtige Aufschlüsse über eine interessante Epoche in der Entwicklung des Menschen, sie zeigen uns unsere Ahnen in den ersten Anfängen einer geordneten Kultur und gestatten uns einen mehr als mittelbaren Blick in das Leben und Treiben ferner Jahrhunderte. Und wird es nicht immer ein wunderbares Ereigniß bleiben, daß einst die versunkene Pracht von Pompeji aus dem Schutte des Vesuv, uns hier nach mehr als 2500 Jahren ein Stück Urwelt in ihrer ganzen Wahrheit und Natürlichkeit wieder aufsteht aus dem Schlamm und Torf, in welchem es beinahe drei Jahrtausende vergraben lag?

Lepros.

Von D. med. Alfred Knopf.

(Nachdruck verboten.)

In letzter Zeit war in den Zeitungen vielfach die Rede von einer Krankheit, deren Verbreitung geeignet ist, in gleicher Weise wie Cholera und Pest unter den Menschen Angst und Schrecken zu verbreiten. Die Krankheit führt den Namen Lepros oder Aussatz. Da sie selten auftritt, ist es erklärlich, daß wenig oder gar nichts über dieselbe zur Kenntniß des Laienpublikums gekommen ist. Und doch hat sie, genau so wie die beiden anderen Feinde des Menschengeschlechts, Cholera und Pest, ihre, ich möchte sagen, historische Vergangenheit.

Die Lepros (Elephantiasis Graecorum) ist eine deletäre Krankheit, von der man heute zwar annimmt, daß sie nur in gewissen Gegenden vorkommt, die aber Jahrhunderte hindurch als eine wahre Geißel der Menschen verheerend und todtbringend unter ihnen gewüthet hat. Der deutsche Name „Aussatz“ ist auf folgende Weise entstanden. Im 5. bis 14. Jahrhundert, besonders aber zur Zeit der Kreuzzüge, wurden im mittleren Europa sowie an den asiatischen und afrikanischen Mittelmeerküsten Hunderttausende von Menschen jeglichen Alters und Standes von dieser Krankheit heimgesucht. Um nun ihrer Weiterverbreitung auf irgend eine Weise Einhalt zu thun, wurden in Deutschland, England und Frankreich Häuser errichtet, die ausschließlich den Zweck hatten, die von der Krankheit Befallenen aufzunehmen; außerdem wurden auf gesetzlichem Wege Ehe- und Verkehrsverbote gegen dieselben erlassen, da man das Uebel für ansteckend, und es daher für nöthig hielt, die Kranken von jedem gesellschaftlichen Verkehre fernzuhalten und unter Obhut freiwilliger Pfleger in den isolierten Anstalten zu stellen.

Die Kranken waren somit „ausgesetzt“, und ihr Leiden nannte man dementsprechend „Aussatz“. Mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts verminderte sich die Zahl der Lepros-Kranken, und mit dem Auftreten einer vermeintlichen neuen Seuche (Syphilis) schien die Lepros ganz erloschen zu sein. Jedenfalls steht es fest, daß, vom Ende des 15. Jahrhunderts angefangen, die Kenntniß des Wesens dieser Krankheit bis in unser Jahrhundert beinahe verloren gegangen war. Der Grund

hierfür ist in dem Mangel an Krankheitsobjekten zu suchen, der eine Aufklärung der ärztlichen Welt über den fast mythisch gewordenen Aussatz erschwerte und verzögerte. Um die Mitte unseres Jahrhunderts wurde wieder und zwar von Scandinavien aus, auf die Krankheit aufmerksam gemacht, und seit dieser Zeit wurden von unseren Forschern, unter denen die Namen Virchow und Bergmann ganz besonders zu erwähnen sind, werthvolle Aufschlüsse über die Pathologie und Anatomie der Krankheit gegeben. Heute wissen wir, daß die Lepros in allen Küstenländern und auf den Inseln des mittelländischen, schwarzen und kaspischen Meeres, auf dem südöstlichen Theile des europäischen Continents, in der Wolbau, Walachai, Türkei, dem südlichen Rußland, ja selbst in Ungarn, Bosnien und Rumänien vorkommt. (Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Behandlung von Messern und Gabeln. Schwarze polierte Hefte an Gabeln und Messern aufzuräumen. Man nimmt ein Stück alte Leinwand, wischt 2-3 Tropfen Del dran, thut etwas Möbelpolitur darauf und poliert damit die Hefte, indem man etwas Schwärze mit der Politur einreibt; oder man mischt Caput mortuum und Branntwein zusammen, und reibt dieses mittelst eines Korkpfropfens auf die Hefte. Wenn diese trocken sind, reibt man sie mit einem weichen Tuche ab. — Weiße Hefte von Messern und Gabeln behandelt man auf folgende Weise: nach jedesmaligem Gebrauch reibt man sie tüchtig mit einem in kaltes Wasser getauchten, mit Seife bestrichenem Tuche ab, spült sie kalt und reibt sie vollständig trocken. Die Hefte erhalten eine schöne Politur, wenn man sie dann sogleich mit einem, in pulverisirte Kreide getauchten Tuche tüchtig abreibt. Messer, deren weiße, beinerne Griffe vergilbt sind, behandelt man folgendermaßen: Man besucht die Hefte mit Wasser, legt sie unter eine Glasglocke und bleicht sie in recht hellem Sonnenlicht. Sollte dies einfache Verfahren nicht von Erfolg sein, so muß man die Hefte drei bis vier Stunden in eine einfache Lösung von schwefliger Säure in Wasser legen, sie werden nach Verlauf dieser Zeit wieder vollständig weiß sein.

Kupferstiche behandeln, bleichen und reinigen. Werthvolle Kupferstiche (Membrandt, Dürer etc.) gebe man einem Restaurator in die Pflege. Der Laie verdirbt viel eher unersekliche Kupferstiche oder Radierungen. Bei dem Reinigen der Kupferstiche vermeide man Säure anzuwenden. Man lege sie vielmehr in große Gefäße, sodaß sie nicht geknickt werden und übergebe sie reichlich mit Wasser. Es ist ferner nicht nöthig, die Blätter zu bleichen. Altes Papier ist immer etwas getönt (gelblich etc.) Dieser schöne Ton wird durch Bleichen verdorben. Größere Blätter muß man, namentlich wenn das Papier naß ist, mit beiden Händen anfassen —

nicht mit einer Hand an einer Ecke — weil sonst die Blätter leicht einreißen. Sind die Kupferstiche gereinigt, so nimmt man sie aus dem Wasser, entfernt die größte Feuchtigkeit mit Fliesspapier und legt sie dann mit einigen Bogen Fliesspapier zwischen Glascheiben, oder Saugpappen, die man dann beschwert. Im Anfang muß man das Fliesspapier je nachdem ein oder mehrere Male umwechseln. Man reibt schmutzige Kupferstiche leicht mit halbtrockener Semmel oder Brod ab. Haben Kupferstiche ihren Glanz verloren, so legt man sie zwischen weißes Papier und plättet sie von beiden Seiten mit einem nicht zu heißen Eisen. — Will man die Kupferstiche bleichen, so lege man sie angefeuchtet zwischen Glasplatten und setze sie der Sonne aus. Flecke lassen sich nicht entfernen, da die Mittel, die das Del vernichten, auch die Druckerschwärze zu gleicher Zeit angreifen. Um Wasserflecke aus Kupferstichen zu entfernen, lege man sie einige Zeit in kaltes Wasser. Gehen die Flecke nicht heraus, in warmes, doch nicht kochendes Wasser. Heißes Wasser greift die Druckerschwärze an, die Farbe wird grau und unansehnlich.

Humoristisches.

Unsere Diensthoten. Herr: „Hast Du mich der gnädigen Frau gemeldet?“ — Dienstmädchen: „Zu dienen!“ — Herr: „Werde ich willkommen sein?“ — Dienstmädchen: „Höchst wahrscheinlich, denn sie hat gesagt: der hat mir noch gefehlt!“

Was dann? Mutter: „Kind, wenn ein Mann von dir einen Kuß verlangt, so gib ihm ja keinen!“ — Bäckfisch: „Wenn er aber keinen verlangt?“

Passendes Zitat. „Seid anschlungen, Millionen,“ sagte die Ballettuse, da umarmte sie einen Millionär.

Aus einem Aufsatz. Der kleine Karl hat als Aufsatzthema bekommen: „Ein Ausflug in das Gebirge.“ Er schrieb nun unter Anderem: „An dem kleinen See war es idyllisch schön; hübsche Sennerinnen saßen unter den statlichen Rüben, um sie zu melken. Im Wasser sah die Sache umgekehrt aus.“

Im Restaurant. Leutnant: „Sie haben mich beleidigt, das fordert Genugthuung. Sie werden sich mit mir schießen und zwar morgen früh um 6 Uhr im Eichwalde.“ — Zivilist: „Schön, Herr Leutnant, sollte ich bis sieben Uhr noch nicht dort sein, so können sie einstweilen allein zu schießen anfangen.“

Zifferblatt-Aufgabe.

Die Ziffern der Uhr sind durch Buchstaben zu ersetzen, so daß ergeben:

- 1 2 3 4 5 6 7 einen französischen Satiriker;
- 4 5 6 7 ein Getränk;
- 6 7 8 9 einen weiblichen Namen;
- 8 9 10 11 12 ein hornartiges Gebilde;
- 10 11 12 1 eine Farbe;
- 11 12 1 2 eine Insel.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer: Ball, Ufer, Gasse, Rosa, Geis, Erna, Rigi. Bürger-Leising.

PATENTE schnell und sorgfältig
 durch Richard Lüders Patent-Bureau in Görlitz

Auskunfts-

Bureau von Gustav Paul, Berlin N., Oranienburgerstraße 66 erteilt über Geschäfts- Familien- u. Privatverhältnisse aus jedem Ort gewissenhafte Auskunft in diskretester Weise. Forderungen werden kostenlos eingezogen. Bei Anfragen Retourmarke beifügen.

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich Inserate 15 Pfennig die Zeile.

Süddeutsche Thier-Börse

Verbreitetste Organ für Gellugel.
 Fachzeitung Sud-Deutschlands. Vogel-, Bienen-, Hunde- und Fischzucht.
 Centralblatt für 46 Vereine und Verbände.
 Erscheinungsort: Heilbronn a. N. Reichs-Postamt No. 6183